Landflucht der Forscher

Bremerhaven als Symbol der demographischen Umbrüche

Der glatte Stein der Kaimauer in Bremerhaven war das letzte bißchen Europa, das sie unter ihren Füßen spürten. Fort wollten sie, vom Alten ins Neue, von der Hoffnungslosigkeit in die Zuversicht. Millionen hat das alte Europa im neunzehnten Jahrhundert Richtung Neue Welt entlassen. Der Kontinent konnte seine vielen Bewohner nicht länger halten. Bremerhaven wurde zur letzten Station in der Alten Welt, von der aus die Landarbeiter, Großknechte und Mägde fortgingen, die Landhungrigen, Heiratswilligen, Verfolgten. Sie sparten mehrere Jahressaläre, verkauften, was sie besaßen, unterschrieben bei Auswandereragenturen und gingen an Bord der „Adolphine“ oder der „Meta“, mit Ziel Baltimore oder New York.

Auch Stefan Klonner, dreiunddreißig Jahre alt, ist vom Alten ins Neue gegangen. Aber er hat nicht Station in Bremerhaven gemacht. Stefan Klonner ist ein Auswanderer des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Er hat sich in ein Flugzeug gesetzt, eine warme Mahlzeit serviert bekommen, und ein paar Stunden später war er in seiner neuen Welt: der amerikanischen Cornell University im Staate New York. Als Assistenzprofessor arbeitet der promovierte Volkswirt dort.

Wie vor mehr als hundert Jahren verlassen wieder Deutsche ihr Land in Richtung Neue Welt. Nur waren es damals die Armen, Hoffnungslosen, die gingen. Die Auswanderung war das Druckventil einer zu schnell wachsenden Bevölkerung. Ganze Dörfer machten sich auf den Weg, nach dem Prinzip der Kettenwanderung. Heute hingegen sind es kluge Köpfe, die gehen, die jungen Hoffnungsvollen, und sie verlassen ein Land mit schnell schrumpfender Bevölkerung. Für das Jahr 2003 zählt das Statistische Bundesamt: 16065 Fortzüge Deutscher im Alter zwischen fünfundzwanzig und dreißig, 16335 Fortzüge Deutscher im Alter zwischen achtzehn und fünfundzwanzig. Zwölf Jahre vorher waren es in dieser Altersgruppe nur 11164 gewesen. Zwar gibt es auch einen beträchtlichen Strom junger Menschen nach Deutschland, Chinesen, Bulgaren und Russen streben in wachsender Zahl an deutsche Hochschulen. Doch mit Schrecken berichten Professoren, wie junge deutsche Wissenschaftler mit Bestnoten und großem Talent auswandern oder von Auslandsaufenthalten nicht zurückkehren. Warum verlassen die Jungen ein Land, das sie so dringend braucht, weil es immer weniger ihrer Art gibt?

> Kinderarmut ist durch schlechte Forschungspolitik noch steigerbar (F.A.Z. vom 16. Februar). Je weniger junge Menschen es gibt, desto wichtiger wird die Frage, ob der akademische Nachwuchs in Europa leben will oder ob er in dynamischere, attraktivere Gegenden der Welt entschwindet. Wir untersuchen die globalen Wanderungsströme der Hochqualifizierten.

Stefan Klonner hat in Heidelberg studiert, dann seinen Master in den Vereinigten Staaten Amerika gemacht. Die Promotion erfolgte wieder in Heidelberg, danach wurde er Post-Doktorand an der Yale University. „Ich war eigentlich der festen Überzeugung, nach Heidelberg zurückzugehen“, sagt er. Eine Stelle hatte er in Aussicht. In Yale ermunterten seine Kollegen ihn aber, es doch einmal auf dem amerikanischen Akademikermarkt zu versuchen. Klonner staunte. So etwas gab es jenseits des Atlantiks: einen Markt für Leute wie ihn, für promovierte Jungwissenschaftler. Universitäten im ganzen Land veranstalten Konferenzen und laden sich Kandidaten ein. Klonner machte mit, bekam zwei Angebote und nahm das der Cornell-Universität an. Sein Vertrag läuft sieben Jahre. Danach käme die Anstellung auf Lebenszeit, und wenn nicht an der eigenen Universität, so stehen die Chancen doch gut, an einer anderen erfolgreich zu sein.

Diesem transparenten Markt steht das deutsche System gegenüber. „In Deutschland ist alles Patronage“, sagt Klonner. Der Professor bestimme, wer Assistent wird, wer Habilitand. In Amerika entscheide dagegen die gesamte Fakultät. „Hier kann man sich präsentieren, erfährt, wie man eingeschätzt wird.“ An der Cornell University hat Klonner ein höheres Budget als sein Doktorvater in Heidelberg. Und er kann darüber frei verfügen. Trotzdem: Das reine Glück hat er in der Fremde auch nicht gefunden: „Für mich ist es so“, sagt er, „daß ich eigentlich das Leben und den Lebensstil in Deutschland bevorzuge.“ Deshalb versucht er, einen Teil des Jahres hier zu verbringen. „Wenn ich in Deutschland die gleichen Möglichkeiten hätte, auch bei weniger Geld, würde ich wohl nach Deutschland gehen.“

Auch wenn Klonners Geschichte nicht in Bremerhaven ihren Ausgangspunkt hat – die Stadt am nördlichen Ende der Republik hat trotzdem ihren Platz in ihr. Sie spielt eine Doppelrolle. Die erste ist die des Schauplatzes, der historischen Kulisse für das Phänomen Auswanderung. Einer, der das weiß, ist Dieter Strohmeyer. Der Vorsitzende des Fördervereins Deutsches Auswanderermuseum steht an der Kaimauer und zeigt über den Alten Hafen. In seiner Erzählung macht er den Hafen breiter, läßt die mehrspurige Straße im Wasser des Hafenbeckens versinken, wischt das Polarforschungszentrum weg, plaziert Segelschiffe, Hafenhuren, Geschäftemacher, Gepäckträger zwischen Kai und Schleuse.

Hier kamen sie an, mit den Weserschiffen oder mit Pferd und Wagen. Von dem ziegelroten Auswandererhaus, 1849 errichtet, sind Gebäudeteile erhalten. Dort mußten die Amerika-Reisenden warten, bis ihre Schiffe reisefertig waren, oft wochenlang. Sollten sich die Bewohner „nicht genötigt finden, Kartoffeln schälen zu helfen, so haben sie sich selbst zuzuschreiben, wenn sie keine zu essen bekommen“, lautete eine der vielen Regeln. Heute hat die Hochschule hier ihren Sitz. Strohmeyer steht in der alten Mensa und verwandelt sie in den historischen Krankensaal zurück, zieht die alten Holzverschläge hoch, läßt die Cholera-Toten von 1853 auferstehen.

Da ist aber noch die zweite Rolle, die Strohmeyers Stadt in dieser Geschichte spielt: die des traurigen Sinnbilds. Denn auch, wenn der sonnige Wintertag die Stadt in freundliches Licht hüllt – Bremerhaven steht für den möglichen Niedergang des ganzen Landes, für das deutsche Demographieproblem, das noch dramatischer erscheint, wenn die besten der wenigen Jungen fortgehen. Auf den letzten Platz, zusammen mit dem Altenburger Land, hat das Berlin-Institut Bremerhaven bei seiner Studie „Deutschland 2020“ verbannt. Die Demographen hatten Deutschlands Landkreise auf ihre Zukunftsfähigkeit getestet, Noten verteilt in den Fächern Demographie, Wirtschaft, Integration, Bildung, Familienfreundlichkeit und Flächennutzung. Der Schnitt, den Bremerhaven dabei machte, war die Schulnote 4,95. Seit 1977 hat die Stadt mehr als 22 000 Einwohner verloren. Bis zum Jahr 2020, so die Prognose, wird die Bevölkerung noch einmal um über zwanzig Prozent sinken. Die Werften haben den Strukturwandel nicht überlebt. Es fehlt Arbeit, es fehlen Kinder. Das alte Motto der Stadt, „Jung, modern, weltoffen“, nehmen nur noch Zyniker in den Mund. Im Schuljahr 1980/81 hatte Bremerhaven 21449 Schülerinnen und Schüler. 2003/04 waren es 14197.

Wo keine Kinder sind, wachsen keine klugen Köpfe nach. Und viele von denen, die es gibt, nutzen ihren Verstand, um zu erkennen, daß sie im Ausland mehr geschätzt werden. Auch Simone Blattner sitzt gedanklich auf gepackten Koffern. Die Biologin, einunddreißig Jahre alt und bald promoviert, steht zwar täglich im Labor in München. Mitte 2005 wird sie aber gehen, von Süddeutschland nach Südschweden wahrscheinlich. Die Gegend gefällt ihr, schön ruhig sei es da. Trotzdem geht sie vor allem, weil sie muß. „Eigentlich“, sagt sie, „bin ich gerne an einem Ort. Aber was mache ich hier? Post-Doc? Habilitieren? Auf einen Gönner angewiesen sein?“ Zwei bis drei Jahre wird die Biologin mindestens wegbleiben. Vielleicht aber kommt sie gar nicht wieder. Warum auch? Simone Blattner schüttelt den Kopf über ihre Heimat. „Dieses Bibbern und Zittern in Deutschland“, das gehe ihr auf die Nerven. Sie sucht nach Worten. „Wie eine zähe Gallertmasse, durch die man sich kämpft.“

Nicht zurückgekommen ist auch Gerhart Wagner. 1972 ging er als Student nach Schweden, aus reiner Neugier. Und blieb. Der Unibetrieb im Norden kam ihm so viel lockerer vor, die Finanzlage war ziemlich paradiesisch. Vom Deutschland der Siebziger hatte er sowieso die Nase voll. Heute fällt Wagner manchmal nicht das passende deutsche Wort ein, wenn er erzählt. „In Schweden fühle ich mich zu Hause“, sagt er. Nie hat er mit dem Gedanken gespielt zurückzugehen. Zu verkrustet sind ihm die deutschen Strukturen, zu wenig habe sich verbessert. Wagner, Professor an der Universität in Uppsala, hat dort schon Post-Doktoranden aus Deutschland betreut. In Schweden bekommen Jungwissenschaftler die Chance, ihre eigenen Sachen zu machen, sagt er. Im deutschen Unisystem seien die Jungen oft nur Anhängsel der C4-Professoren.

Dieses Stadium hat Wolf Frommer längst hinter sich. Der sechsundvierzigjährige Biologe, Träger des Leibnizpreises und des Europäischen Körberpreises, ist ein etablierter Wissenschaftler. Er hat also schon geschafft, womit sich die Jungen wie Klonner und Blattner unter widrigen Umständen so mühen. „Ich hätte die nächsten zwanzig Jahre auf der festen Stelle an der Uni Tübingen bleiben können“, sagt Frommer, „aber so bin ich nicht gestrickt.“ Er wollte weg aus dem deutschen Universitätssystem. Einiges hatte er versucht, wollte sogar aus der Universität heraus ein Institut gründen. „Das war aber ein ungewolltes Kind“, erinnert er sich, „da mußten wir eigentlich immer nur kämpfen, das hat keinen Spaß mehr gemacht.“ Frommer ging nach Kalifornien, an die Stanford University. „Hier renne ich offene Türen bei Topleuten ein“, sagt Frommer. Für die deutsche Forschungslandschaft fallen ihm als Stichworte ein: Sandkastenreformen, bürokratische Regeln, knappes Geld.

Die Abstimmung mit den Füßen über die deutsche Forschungs- und Hochschulpolitik hat längst begonnen. Das mühsame Unterfangen, die Weggehwilligen vom Hierbleiben zu überzeugen, auch: Das Bundesland Bremen setzt inzwischen auf die Wissenschaft als entscheidenden Standortfaktor und wird dafür selbst von strengen Granden der deutschen Wissenschaft wie dem Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Ernst-Ludwig Winnacker, über den Klee gelobt. Man hat sich seiner Stärken, besonders in der Meeres- und Klimaforschung, besonnen, auch in Bremerhaven. Das Alfred-Wegener-Institut hat einen Neubau bekommen, bald soll ein futuristisches „Klimahaus“ Kinder und Jugendliche für die Wissenschaft begeistern. Am 16. Februar feierten Bremen und Bremerhaven sich gemeinsam als „Stadt der Wissenschaft 2005“, zu der man vom Stifterverband für die deutsche Wissenschaft erkoren wurde. Hoffnung besteht also noch. HENRIKE ROSSBACH

Borussiagelb und doch noch Hoffnung: Mit dem Schicksal hadert auf der Dortmunder Bühne der Bettler (Jens Weißer), nicht Charles de Foucauld (Harald Schwaiger). Foto Stage Picture

Ausschweifungen der Askese

Porträt eines Offiziers als Chamäleon: Am Theater Dortmund wird „Die Wüste“ von Tankred Dorst uraufgeführt

Im „Hotel Molière“ fängt es an. Das ist gleich die erste Ironie des neuen Stücks von Tankred Dorst. Denn dieser Ort ist, so der Protagonist, „leider ziemlich heruntergekommen für den großen Namen“. Paris und der Hof Ludwigs XIV. sind weit weg, die Szene ist Algier, die Zeit um 1880. Kein absolutistischer Herrscher hat hier das Sagen, sondern ein Oberst der französischen Kolonialtruppen, und dem gehen die Extravaganzen und Eskapaden von Charles de Foucauld schon lang wider die militärische Ehre: Mit einer Pariser Kokotte logiert der Offizier aus reichem Haus, ein Bonvivant und Zyniker, der für das Lotterleben mit seiner Mimi die soldatische Pflicht gelegentlich zurückstellt. Als er sie, als Jeanne d’Arc kostümiert, bei der patriotischen Feier im Kasino auftreten lassen will und die Gewitzte das dem Obersten aufs Baguette schmiert, ist das Maß voll: Leutnant Foucauld wird aus der Armee entlassen.

Ein kalkulierter Regelverstoß und seine radikalisierenden Folgen, davon handelt „Die Wüste“, in die sich Foucauld gleichsam selber schickt. Der Dramatiker Dorst, der schon Ernst Toller und Gabriele d’Annunzio, Hamsun und Heine für die Bühne porträtiert hat, nimmt sich wieder einer historischen Figur an: Charles de Foucauld (1858 bis 1916), Sproß einer französischen Adelsfamilie und in der Militärakademie Saint-Cyr ausgebildet, wurde nach seinem unrühmlichen Abgang enterbt, schwor Luxus und Lastern ab, reiste als Rabbi verkleidet durch Marokko und kartographierte das Land, kehrte zum christlichen Glauben zurück, ließ sich zum Priester weihen und zog als Anachoret ins Hoggar-Gebirge, wo er unter den Tuaregs lebte, ihre Sprache aufzeichnete und 1916 bei einem Aufstand islamischer Stämme ermordet wurde. Der Orden „Kleine Brüder Jesu“ beruft sich auf ihn als Gründungsvater, seine Klause ist längst ein touristischer Wallfahrtsort.

Biographie: Ein Spiel. Dorsts Stück, wie immer unter Mitarbeit von Ursula Ehler entstanden, hält sich an die überlieferte Lebensgeschichte. Stationen daraus werden zu extremen Situationen verdichtet und für jede Szene das dramatische Genre gewechselt. Der Kleidertausch mit dem jüdischen Bettler, mit dem Foucauld seine ehemaligen Offizierskollegen als Rassisten entlarvt, wird zur existentialistischen Maskerade, und die „Farce“, in der er, zurück in Frankreich, seine Kusine und Jugendliebe Marie wieder trifft, zum schwarzen Salonkomödchen der Dekadenz: Das Likörglas, mit dem sie ihren Mann angeblich vergiften möchte, wird auf einmal von Foucauld gekippt, doch der Tod, für den er sich schon auf dem Boden wälzt, ist zu früh simuliert. Denn es war nur die Schnapsidee einer Belle Dame Sans Merci, die mit ihm spielen und seine Absichten ergründen wollte.

Als Marie nach dem Tod ihres Mannes, den eine für den Minister bestimmte Bombe in Fetzen riß, Foucauld erneut empfängt, ist der bereits auf dem Weg, ein neuer Mensch zu werden. Ob Ouksem, der ihn begleitet, ein Engel oder ein Strichjunge ist, gehört schon zu den Rätseln, die ihn für Marie unerreichbar machen. Der bekehrte Foucauld, der sich von einem Dorfpfarrer auf die nackten Füße spucken läßt, schlägt noch einmal zurück, bevor er sich in der Klause, in der er sich den Ausschweifungen der Askese hingibt, zum Heiligen stilisiert.

Der Bischof, der seine Seele prüfen will, bezichtigt ihn der Scharlatanerie, doch Foucauld pariert den Verdacht im Gebet: Sein „Verdunkle die Sonne, Herr“ wird erhört, und es „wird finster“. Nach seiner Ermordung – die Szene hat Dorst an den Anfang gestellt – bindet sein ehemaliger Offizierskollege den unverwesten Leichnam an den Rumpf eines Flugzeugs, mit dem er sich auf die Suche nach dem Täter macht. Nach drei Jahren findet er Ouksem, der die Hand auf die Wunde legt und sie zum Bluten bringt. Dann hebt der Wind zu gewaltigem Pfeifen an und begräbt alles unter dem Wüstensand.

Die Grenze zu Traum und Phantastik durchbricht das Stück schon früher. Die Wüste tritt in Form von drei schwarzverhüllten Gestalten auf, Gegenwartsszenen werden eingeschoben, in denen Leute von heute über ihre Saharaexpeditionen berichten, fünf Personen bereden ihre Vorstellungen von Glück, und Chamäleon und Webervogel streiten darüber, ob der Mensch unsterblich ist. Das Stück ist, anspielungsreich und altersweise, wie es die Dialektik von Demut und Hochmut entfaltet, vieles auf einmal, Sittenkomödie und Sinntragödie, Utopiereflexion und Moralposse, Heiligenlegende und deren Kritik. Doch bleibt es merkwürdig vage: Was Charles de Foucauld – außer der Abkehr von der „arroganten Aristokratenbrut“ – treibt, worauf er hinaus will und wofür er steht, bewegt sich im Ungefähren.

Oder ist er nur ein Chamäleon des Charakters, ein Spieler, der Haltungen, Glaubensfragen und Lebensentwürfe variiert und wie Rollen ausprobiert? „Die Wüste“ hat wohl länger – „Januar 2001“ datiert das Manuskript – gelegen, und so ist die Uraufführung am Theater Dortmund gelandet. Der Inszenierung von Hermann Schmidt-Rahmer mangelt es nicht an Aufwand und Ausstattung, Drehbühne und schwerem Gepäck, doch gewinnt sie keinen doppelten Boden. In dem hellen Bühnenkubus von Herbert Neubecker, der sich nach hinten vexierspiegelhaft erweitern läßt, bleibt Harald Schwaiger an der Spitze des überwiegend wacker typisierenden Ensembles der Hauptrolle einiges schuldig: Zuviel Mühe bereitet ihm Charles de Foucault, als daß er die Figur verwandlungsvirtuos auffächern könnte. Was knapp, komisch und kritisch zugespitzt werden müßte, wird brav, bunt und buchstabengetreu illustriert. Das Stück wird vorgestellt, aber kaum gespielt, wo mit ihm zu spielen doch erst lohnend sein dürfte. Das Theaterversprechen, das im „Hotel Molière“ auch steckt, wird in Dortmund nicht eingelöst. ANDREAS ROSSMANN

Michael Jackson kam nicht bis Oberursel

Das schöne Kindergesicht des Pop ist erwachsen geworden: „Susan Cowsill and Band“ spielen in der Musikhalle

Susan Cowsill war schon mit acht Jahren ein Star. Als Mitglied der Familienband „The Cowsills“ hatte sie Ende der sechziger Jahre einige Hits, darunter „The rain the park and other things“, „Hair“ und „Indian lake“. Die Cowsills-Familie wurde dabei mit hervorragendem Songmaterial versorgt, und ihr lebhafter mehrstimmiger Chorgesang verlieh vielen Stücken eine schwebend leichte und teilweise unglaublich übermütige Atmosphäre. Auf der noch verfügbaren Greatest-Hits-Sammlung „The Best of the Cowsills“ kann man das bei „We can fly“ nachprüfen, einer der schönsten Nummern des sogenannten „Sunshine Pop“. Wie es ihnen da gelingt, nur mit dem Wort „Hey“ im Zuhörer eine unwiderstehliche Aufbruchstimmung zu erzeugen, ist kaum glaublich.

Originalwerke sind leider nur im Gebrauchtplattenhandel zu bekommen, eine dringend notwendige pophistorische Aufarbeitung ihres Schaffens hat bisher noch nicht stattgefunden. Auf den ersten Platten sangen vier Brüder mit der Mutter, dann kam Susan Cowsill dazu, ein süßes Mädchen, das sofort zum Publikumsliebling wurde. Die singende und anscheinend immer gutgelaunte Familie zog schnell das Interesse von Fernsehproduzenten auf sich, eine eigene Show stand kurz vor Vertragsunterzeichnung. Doch hatten die Verantwortlichen Probleme mit dem Aussehen der Geschwister (was heute kaum noch nachvollziehbar erscheint) und entschieden sich, die singende Familie in der Retorte zu erschaffen. Anstelle der Cowsills brachte es nun die „Partridge-Family“ mit David Cassidy zu zweifelhaftem internationalen Fernsehruhm.

Seit 1971 produzierten die Cowsills ihre Musik selbst, auf „On My Side“ bekommt Susan ihren ersten Soloauftritt in dem wunderbaren, überirdischen „Heather says“. Danach treten die einzelnen Familienmitglieder bis 1990 nicht mehr gemeinsam auf, Billy Cowsill spielt eine Solo-Platte ein, Susan Cowsill widmet sich ihrer Pubertät und wird erst in den Achtzigern wieder aktenkundig, als sie auf mehreren Platten von Dwight Twilley singt. Es gibt enge Kontakte zur Bangles-Gitarristin Vikki Peterson, mit der Susan Cowsill den elegischen „Rain song“ schreibt, sie lebt und arbeitet mit Peter Holsapple („The dB’s“), wertet verschiedene „Hootie and the Blowfish“-Produktionen auf und war seit den neunziger Jahren mit den fantastischen „Continental Drifters“ hin und wieder in Deutschland zu sehen. Im Alter von vierundvierzig Jahren nahm sie schließlich 2004 ihre erste Solo-Platte auf, mit der sie nun auf einer größeren Europa-Tournee ist.

Die Gitarre und noch mehr: Susan Cowsill beim Konzert in Oberursel Foto Michael Kretzer

Auch Michael Jackson hat als ein süßes kleines Kind in einer Familienband angefangen, aber es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er jemals in einem kleinen Club in Oberursel auftreten wird. Doch die Künstlerin, die in ihrer Jugend schon Football-Stadien zum Toben brachte, begrüßt die etwa vierzig Zuhörer herzlich „I’m Susan Cowsill and this is“, sie deutet hinter sich; „and Band“. Dabei handelt es sich um Chris Knotts (Gitarre), Rob Savoy (Bass) und Russ Broussard (Schlagzeug). Die vier kennen sich schon lange und sind fantastisch aufeinander eingespielt. Die schwere Erkältung der Sängerin verleiht ihrer Stimme gerade in den getragenen Stücken eine interessante Belegtheit und sorgt dafür, daß nicht jeder Ton wie auf der CD klingt.

Susan Cowsill hat mit den „Continental Drifters“ eine ganze Platte mit Sandy-Denny-Stücken aufgenommen. Stimmlich ist sie mit der verstorbenen „Fairport Convention“-Sängerin eng verwandt, allerdings klingt es erdiger, rauher und kraftvoller, wenn sie „Who knows where the time goes“ interpretiert. In manchen Momenten klingen ihre Stücke wie eine gelungene Kreuzung zwischen den „Bangles“ und „Fairport Convention“. Sie wechselt sich beim Gesang mit dem Gitarristen und dem Bassisten ab, einmal übernimmt sie sogar das Schlagzeug.

Es wird ein besonderer, sehr intimer Abend, bei dem man geradezu das Gefühl hat, einer persönlichen Einladung der Sängerin gefolgt zu sein. Ihre Stimme ist in der Lage, die unterschiedlichsten Gefühle auszudrücken. Erstaunlich ist in manchen lauteren Passagen die ungeheure Wucht und Direktheit des Gesangs. Man hätte ihr an diesem Abend endlos zuhören und ihr die Titel irgendwelcher Stücke zurufen können, nur um zu erleben, wie sie diese dann interpretiert. Sie hält beinahe zwei Stunden ohne Unterbrechung und Stimmverlust durch und mischt sich nach diesem denkwürdigen Auftritt unter ihr total begeistertes Publikum, wo man darüber diskutiert, auf welcher „Cowsills“-Platte sie damals am besten ausgesehen habe und ob man am nächsten Morgen tatsächlich noch die Saalburg besichtigen solle.

„Susan Cowsill and Band“ spielen heute abend noch in Hamburg im „Knust“ und morgen in Bremen im Sendesaal von Radio Bremen. Wer sich das entgehen läßt, muß am 11. März schon bis nach New Orleans fahren. HANS ZIPPERT